

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 174.

Freitag, 28. Juli.

1916.

Die Braut aus Kanada.

(86. Fortsetzung.)

Roman von Hedde von Schmitz.

(Nachdruck verboten.)

Flammte denn keine Eifersucht in Jrmgards Seele auf . . ? Empfund sie nicht noch nachträglich Qualen darüber, daß er jene andere so sehr geliebt, daß er hinter dem Rücken seiner Angehörigen ihr seinen Namen gegeben hatte?

Das Briefblatt mit Haralds Schriftzügen zitterte unmerklich in Jrmgards Hand — ein Tropfen löste sich von ihrer Wimper, fiel auf das Schreiben, den Namen Henrikas halb verwischend.

„O Fred, wie wird Ihre Mutter glücklich sein?“

Nun fuhr er von seinem Sitz empor. Er glaubte sich verhöhnt zu haben . . .

„Sie sagen da etwas — —“

„Was ich beantworten kann“, fiel sie schnell ein. Sie strich leicht und lieblos über den Brief in ihrer Hand, legte ihn behutjam in seine Falten und dann auf den Tisch aus heller Birkenmaser, an dem sie saß.

„Ich will es Ihnen eingestehen, Fred, Ihre Mutter weiß durch mich, daß Harald Henriette Santen geliebt hat. Ich habe in dieser Liebe Ihres Bruders niemals eine Verirrung erblickt. Daß er sie zu seiner Gattin machen würde, glaubte ich aus einigen Reden von Frau Kunstmann schließen zu können. Friß hatte sie und da etwas aufgeknippt, vielleicht war Harald nicht immer vorsichtig in seinen Äußerungen Friß gegenüber gewesen. Ihre Mutter wünschte Henriette Santen kennenzulernen — zuerst glaubten wir, daß sie nicht mehr am Leben sei, doch durch Nachforschungen erfuhren wir, daß sie wochenlang in Frankreich krank gelegen, dann war ihre Spur verwischt. Endlich gelang es Papa, den ich ins Vertrauen gezogen hatte, vor kurzem festzustellen, daß Henriette Santen mit Henrika dy Santos identisch ist. Sie lesen in den Zeitungen nur das, was auf Politik und auf kaufmännisches Bezug hat, Fred, sonst hätten sie schon wissen müssen, daß die dänische Filmprinzessin, wie man Henrika dy Santos nennt, früher bei der Operette gewesen ist unter dem Künstlernamen Henriette Santen.“

„Doch, doch, ich weiß seit einigen Tagen alles“, murmelte Fred. Er wußte nicht warum — aber er kam sich plötzlich so klein vor — da hatten seine Mutter und Jrmgard, ohne ihn zu Rate zu ziehen, so einfach über seinen Kopf hinweg Schritte getan, die ihm zunächst ganz unverständlich erschienen. Er konnte es nicht fassen — seine Mutter hatte nach Henriette Santen geforscht, nach der Frau, deren Schicksal mit Harald in Verbindung gestanden . . . Und er war ängstlich bemüht gewesen, alles was Henriette Santen anbetraf, vorsichtig von ihr zu verbergen.

Seine Anschauungen, auf Traditionen aufgebaut, erlitten plötzlich kläglich Schiffbruch. Geradezu isoliert kam er sich vor.

„Bitte, weiter, Jrmgard“, sagte er kurz, als sie, seine peinliche Überraschung wahrnehmend, schwieg.

„Ach, Fred, Sie sind doch ein prächtiger, großartiger Mensch in den meisten Dingen — aber —“

„Bitte“, begann er, sie unterbrechend, doch sie ließ

ihm nicht das Wort, ließ sich nicht irre machen: „Sie sind ein vortrefflicher Sohn, waren Harald ein guter Bruder. Doch Sie haben nicht verstanden, seine Natur richtig zu nehmen. Er hing trotzdem mit großer Liebe an Ihnen, das weiß ich von ihm selber — aber in vielen Dingen waren Sie beide sich doch innerlich fremd. Es sind manche eingewurzelte Anschauungen in Ihnen, Fred, über die Sie nicht hinweg können. Allerdings wäre Ihre Mutter damals ebenso sehr wie Sie gegen eine Ehe Haralds mit einer Operettensängerin gewesen — aber wenn sie in der Folge sich davon überzeugt hätte, daß Haralds Glück mit Henriette Santen zusammenhing, so hätte sie sich in alles gefunden. So hat sie es mir wiederholt gesagt.“ Fred war verstummt.

Seit seiner Knabenzeit fast passierte es ihm zum ersten Male, daß jemand ihn so „ablangelte“, wie Jrmgard Köhnstadt es eben tat. Aber ihre offenen Worte verbannten das unbehagliche Empfinden, das ihn seit Empfang der überseeischen Post belastet hatte.

„Bitte, Jrmgard, fahren Sie nur ruhig fort, ich höre gern zu“, bemerkte er liebenswürdig, als er sah, daß sie ihn forschend und zweisehend, ob er ihr ihre Aufrichtigkeit übelgenommen hatte oder nicht, anblickte.

„Verstehen Sie nun, Fred, daß ich behaupte, es sei ein Glück für Ihre Mutter, daß Henrika dy Santos Haralds heimlich angetraute Frau ist? Ihre Mutter wird Henrika wie eine Tochter lieb haben — sie liebt sie schon jetzt. . . Ich will's Ihnen nur sagen: Ihre Mutter hat Henrika bereits gesehen — im Film.“

„Ach“, entfuhr es Fred überrascht — „auch das noch. Es ist doch geradezu märchenhaft, wozu der Kinetograph nützlich sein kann“, versuchte er, seine Erregung unter einem Anflug von Spott zu verbergen.

„Nicht so“, versetzte Jrmgard ernst. „Ich schrieb auf die Bitte Ihrer Mutter Henrika dy Santos nach Kopenhagen und bat sie in ihrem Namen nach Lübeck zu kommen — oder auch in Hamburg, wenn ihr das lieber sein sollte, eine Zusammenkunft mit Ihrer Mutter zu haben.“

„Also ein förmliches Komplott . . .“

„Nennen Sie es so, wenn Sie wollen, lieber Fred — aber seien Sie froh, daß Ihre Mutter zufrieden ist, das Mädchen kennen zu lernen, das ihr Sohn so über alles auf der Welt geliebt hat. Henrika dy Santos ist eine große Künstlerin. . . Filmschauspielerin ist sie geworden, als sie nach jenem Eisenbahnunfall, der sie an den Rand des Grabes brachte, ihre schöne Stimme einbüßte. Was sollte sie beginnen? Sie war mittellos, sie hatte außerdem für ihre mütterliche Beschützerin, deren auffallende Erscheinung mir noch gut in der Erinnerung ist, zu sorgen — es war ein großes Glück für sie, daß sie ihre phänomenale Begabung für das Kino entdeckte. Sie brauchen sich Ihrer Schwägerin wahrlich nicht zu schämen, Fred. . .“

„Was hat Henrika Ihnen geantwortet?“

„Sie können ja Einsicht in ihren Brief nehmen, ich

bitte Sie sogar darum. Es war nicht meine Absicht, Ihrer Mutter, die morgen mit Ihnen von Genrika reden wollte, vorzugreifen — nachdem aber, was ich heute von Ihnen erfahren, glaubte ich nicht, länger mit meinen Enthüllungen hinter dem Berge halten zu dürfen. Ihre Mutter wird Genrika noch mehr lieben, wird es an ihr zu schätzen wissen, daß sie niemals den Versuch einer Annäherung an Ihr Haus gemacht hat. Es war doch großzügig, selbstlos von ihr, den Kranken — Todgeweihten zu heiraten . . .“

„Nein“, rief Fred mit einer, ihm selber unbegreiflichen Heftigkeit — „ein Wahnsinn war es von Genrika! Sie sind Idealistin, Irmgard, mit Ihnen läßt sich nicht darüber streiten. Ich bin anderer Meinung. Kranke Leute sollen und dürfen überhaupt keine Ehe eingehen. Es war Egoismus von Harald . . . Wenn er Genrika wirklich so über alles lieb gehabt, so hätte er auf ihren Besitz verzichten müssen. . . Er durfte ihr nicht zumuten, seine Krankenschwester zu werden.“

„Ich wäre es auch geworden. Fred, glauben Sie es mir — mit Bonne wäre ich es geworden. Meinen Eltern, der ganzen Welt, wenn es hätte sein müssen, zum Trost . . .“ sagte Irmgard und mit einemmal schossen ihr die Tränen in die Augen!

Fred erhob sich, trat zu ihr, nahm ihre Hände und küßte eine nach der anderen ehrerbietig: „Sie sind ein Kind, Irmgard — wenn auch in vielen Dingen ein großes, kluges Kind. Wir wollen alles meiner Mutter folgen — und Genrika dy Santos soll hier in unserem Hause eine Heimat finden.“

„Das denken Sie sich so leicht, Fred“, erwiderte Irmgard, sich mit ihrem Taschentuch über ihre Augen fahrend. „Sie kennen Genrika dy Santos schlecht. Die läßt niemand und nichts über sich bestimmen. Sie meinen doch nicht im Ernst, daß man so leicht einer Kunst, in der man Großes leistet, entsagt? Außerdem kommt Genrika noch lange nicht nach Deutschland zurück. Sie ist nämlich direkt von Kopenhagen aus, wo ihr Vertrag mit einer der großen Filialgesellschaften abgelaufen war, nach Kanada abgereist, in einer wichtigen Angelegenheit, über die sie, wie sie mir schrieb, unerwartet eine Mitteilung erhalten hatte. Sie kehrt frühestens nach einem halben Jahr von drüben zurück.“

„Seine Eltern“, dachte Fred unwillkürlich. Doch was kümmerten ihn Genrikas dy Santos' wichtige Angelegenheiten . . .? Im nächsten Moment aber sagt er sich, daß sie ja nun seine Schwägerin war, daß er ihr, wenn auch zunächst nur in geschäftlicher Beziehung, näher treten mußte . . . Die junge Baronin Strodtmann ging ihn, wie die Dinge sich gestaltet hatten, sehr, sehr viel an — er mochte wollen oder nicht, es ließ sich nicht ändern.

„Lieber Fred“, sagte Irmgard und bot ihm ihre Hand zum Gutenachtkuß, „es wäre Vieles besser und leichter in unserem Leben, wenn wir vor manchen schweren und ernsten Aussprüchen nicht zurückschrecken wollten. Diese Furcht vor zu großer Offenheit ist in vielen Fällen der Ausdruck eines falschen Stolzes. Ihre Mutter und ich haben uns über Harald ausgesprochen — ich habe ihr meine Liebe für den Verstorbenen ohne Scheu eingestanden. Wir haben einander gegenseitig geholfen, unseren Schmerz zu tragen. Harald bildete fast ausschließlich das Thema unserer Gespräche — und das brach schließlich dem bittersten Weh die Spitze ab.“

„Sie mögen recht haben, Irmgard“, sagte Fred gedankenvoll und geleitete sie, die ihm wie eine Schwester teuer war, bis zur Tür, die er für sie offen hielt.

Als er sich allein sah im Wiedermeiergemach mit den kostbaren Möbeln — alten Erbstücken — den vielen Wippen in Servanten und auf Etageren, den blühenden Alpenveilchen in Porzellanvasen, stieg die Frage in ihm auf: „Wer aber hatte Genrika getröstet in ihrem Jammer?“ Blöblich stand ihr Bild vor ihm, so wie sie in jenem gräßlich unheimlichen Reisefloß aus gesehen hatte — Genrika mit ihrem kindlichen Wesen, verschüchtert, weltfremd und doch mit einem stolzen Blick, den er aber erst viel später bei ihr wahrgenommen hatte . . .

Er verglich diese Genrika von ehemals mit der Gestalt, die sie in der „Flucht der Gräfin Uhlfeld“ verkörperte. . . . Ja — Genrikas Augen vergaß einer, der zu tief in sie geschaut hatte, so bald nicht wieder . . .

(Fortsetzung folgt.)



Leiden sind Lehren.

Die Lohmanns.

Aus Bremen wird uns geschrieben: Wer geht in Bremen auf dem Gebäude des Norddeutschen Lloyd die Kontorflagge der Deutschen Ozean-Reederei, G. m. b. H., mit den rotweißen Streifen und dem Bremer Schlüssel lustig im Winde flattern sieht, der denkt unwillkürlich an den Spruch, der am Schütting, dem Sitz der bremischen Handelskammer, zu lesen ist: „Wuten un binnen, wagen un winnen“. Das muß der Wahlspruch desjenigen Mannes sein, der das erste deutsche Fracht-Unterseeboot ins Leben gerufen hat. In der Tat: ein weltumspannender Wagemut hat die beiden Lohmanns ausgezeichnet, die in der neueren bremisch-deutschen Entwicklungsgeschichte eine Rolle gespielt haben. Es liegt nahe, zwischen der Tätigkeit der beiden verdienstvollen Männer — es handelt sich um Vater und Sohn — einen Vergleich zu ziehen. Der Vater, Johann Georg Lohmann, der einer alten Bremer Kaufmannsfamilie angehört, hat — nach dem typischen Werdegang eines hanseatischen Kaufmanns — seinen Blick im In- und Ausland geschärft und all die Wechselfälle eines wagemutigen Mannes kosten gelernt. Aber seine Energie trieb ihn nach oben; mit 38 Jahren war er Mitglied des Aufsichtsrats des Norddeutschen Lloyd, und mit 47 Jahren wurde er der alleinige Leiter des Unternehmens, das damals, 1877, noch in den Anfängen steckte, gleichwohl aber schon seine weltumspannenden Fühlhörner ausstreckte. Mit ihm trat ein Mann an die Spitze des Unternehmens, der zum erstenmal, seit der Lloyd bestand, mit völlig neuen Ideen auftrat und ihnen Geltung zu verschaffen wußte. Sein hauptsächlichstes Lebenswerk war die Schaffung der Schnell dampferflotte des Lloyd und die Einführung der Reichspostdampfperlinien, zwei Errungenschaften, die zu dem wirtschaftlichen Aufstieg Deutschlands in hohem Maße beigetragen haben. Sein Biograph rühmt an ihm die „weitschauenden Ideen“ und nennt ihn „einen Mann von wenig Worten“. Ähnlich wird sich künftig auch der Biograph des Sohnes, Alfred Lohmann, zu äußern haben, dessen Wirken infolge der begleitenden Umstände erst recht der deutschen Geschichte angehören wird. Was er als langjähriger Präses der Bremer Handelskammer für Bremens Wohl und den deutschen Handel geleistet hat, ist bis jetzt nur dem Kenner der Verhältnisse bekannt geworden; auch er ist, wie sein Vater, ein Mann von „wenig Worten“ und deshalb in der Öffentlichkeit wenig hervorgetreten. Auch als Präsident der Deutsch-Orientalischen Handelsgesellschaft sowie als Leiter des Baumwollimports, und in vielfacher anderer Hinsicht ist sein Wirken mehr in der Stille geblieben. Mit einem Schlag aber ist Alfred Lohmann in ganz Deutschland, ja, in der ganzen Welt bekannt geworden, bis in die entlegensten Gegenden hat der Funkspruch die Kunde getragen von der kühnen Meerfahrt des ersten deutschen Handels-Unterseeboots. „Wuten un binnen, wagen un winnen“, mag er gedacht haben, als er den gigantischen Plan erwog. Und „navigare necesse est“ sagten seine Freunde, die mit ihm hinfort daran gingen, den Plan in die Tat umzusetzen. Mit Behagen vergleicht man auch die erste Reise des ersten Ozean-Lloyddampfers nach New York und die erste Reise des ersten Fracht-U-Boots nach Baltimore. Mit Enthusiasmus, so berichtet der Chronist, wurde die „Bremen“, die am 19. Juni 1858 ihre erste Fahrt nach New York antrat, in den Vereinigten Staaten begrüßt, und jetzt wiederum hat der Telegraph von einer „riesigen Begeisterung“ berichtet, die in Baltimore herrschte, als die „Deutschland“ auftauchte. Unsere Gegner suchen den großartigen Erfolg natürlich zu verkleinern, indem sie darauf hinweisen, daß selbst mehrere U-Boote die Zufuhr von Rohstoffen nach Deutschland nicht wesentlich beeinflussen könnten. Auch hier mag wieder ein

rückschauender Vergleich angeführt werden. Der erste Ozeandampfer des Lloyd, die „Bremen“, hatte nur 3000 Br.-Tonnen, die Ladefähigkeit betrug nur 1000 Tonnen. Das erste Fracht-U-Boot hat 2000 Tonnen Wasserverdrängung und nur 250 Tonnen Ladefähigkeit weniger als die „Bremen“. Ein Riesengewicht ist es, den die Lloydflotte aus ihren ersten Anfängen bis zur Gegenwart zurückgelegt hat, und der Zukunft bleibt es vorbehalten, zu zeigen, ob deutscher Technik eine gleiche Entwicklungsmöglichkeit der Fracht-U-Boote gelingen wird. Im Lauf eines halben Jahrhunderts hat ja Deutschland die beiden größten Reedereien der Welt zu entwickeln vermocht, hinter denen selbst die größten englischen Schiffahrtsgesellschaften sowohl an Tonnengehalt, wie an Schiffsmaterial, wie auch an Betriebsumfang bei weitem zurückstehen. Das ist eine Tatsache, die uns auch für die Zukunft das Schönste erwarten läßt. Und zu diesem Zukunftsbild haben die beiden Bremer Lohmanns — Vater und Sohn — die bedeutsamsten Grundsteine gelegt.



Aus der Kriegszeit.

Frankreichs papierner Feind. Da alle Anstrengungen des französischen Heeres nicht nur nach wie vor erfolglos blieben, sondern sogar das allmähliche, aber stete weitere Vordringen der deutschen Truppen nicht aufzuhalten vermögen, sucht die französische Presse auf verschiedene Weise die Ursache des Übels festzustellen. Hierbei lehren alle Klagen immer wieder auf den einen Punkt zurück: daß nämlich die mangelhafte französische Organisation diesen Zustand verursacht. Die meisten Blätter erklären, sich darüber völlig im Klaren zu sein, daß nur eine gründliche Ausmerzung aller rückständigen Gepflogenheiten und bürokratischen Hemmnisse jene volle Entfaltung der französischen Kräfte gestatten könnte, die allein irgend einen greifbaren Erfolg ermöglichen. In diesem Zusammenhang veröffentlicht der bekannte Senator Charles Humbert im „Journal“ einen umfangreichen, äußerst scharf und angriffslustig gehaltenen Leitartikel, in dem er mit wenig sanften Worten gegen den „papierernen Feind“ Frankreichs — nämlich die die überflüssige Belastung durch bürokratischen Kleinram symbolisierende Papierverschwendung — zu Felde zieht: „Ein hoher Offizier,“ versichert Humbert an der Spitze seiner Ausführungen, „der sich an der Front durch seine treffliche Urteilsfähigkeit auszeichnet, erwidert auf die Frage nach der wahrscheinlichen Dauer des Krieges: „Befreien Sie uns von der Last papierner Zeitverschwendung, denn nur so kann die Stunde eines Erfolges überhaupt näher gerückt werden.“ Tatsächlich hat dieser Ausspruch für unsere gegenwärtigen Verhältnisse in Frankreich nur allzu viel Geltung. Denn die gefährlichste Krankheit, an der unsere ganze Organisation, sowohl die zivile wie auch die militärische, zu leiden hat, das Übel, das sich im großen und kleinen hindernd geltend macht, hat seinen Ursprung in der zwecklosen Verfrachtung riesenhafter Mengen von Altpapier. Unter allen unsern schlechten Gewohnheiten, die wir aus der Zeit des Friedens in den Krieg übernommen und leider nicht abgestreift haben, ist diese die aller schlimmste. Ja, sie hat im Verlaufe des Krieges noch andauernd zugenommen, ihr Umfang geht über alle Erwartung, er ist maßlos, gigantisch! Schon früher machten unsere mühsigen Köpfe und Kalkulatoren sich über das Papierlaster der französischen Behörden lustig. Und die Langsamkeit auf allen Gebieten verwaltungstechnischer Arbeiten war geradezu sprichwörtlich. Es ist kaum zu glauben, in welcher kurzer Zeit die betörenden Geister von Papier und Tinte den fähigsten französischen Beamten in eine blöde und unpersönliche Maschine verwandeln. Die ungeheure Krisis des europäischen Kampfes, die fast die ganze Welt umgemodelt hat, vermag auf den Dauerschlaf und mehr als lächerlichen Bürokratismus unserer Ämter keinerlei Einfluß auszuüben, sie ist bis heute noch nicht in die energielose Stille unseres Bureaus gedrungen, die in vielen Fällen nicht mehr sind, als zwecklose Papierlager. Nach wie vor wird jede Kleinigkeit mit einem Aufwand von Papier und Tinte verarbeitet, der in zahlreichen Fällen eine Erledigung der Sache erst gestattet, wenn die Angelegenheit selbst längst nicht mehr aktuell ist. Dies ist der papierne Feind, der unsere Armee zu Boden drückt und den gesamten Aufschwung der Nation fast in jeder Beziehung zu entwerten

droht. Wenn ein einfacher Soldat um eine Urlaubsreise ersucht, müssen hierzu nicht weniger als 5 Kiesenseiten mit mühevollen Notizmaterial vorgekritzelt werden. Diese sind mühevoll mit Notizenmaterial vollgekrizelt worden. Daß diese Papierbogen außerdem noch langwierige Reisen von einem Amt zum andern unternehmen müssen und hierbei oft von der Post aufgehalten oder an falsche Adressen befördert werden, versteht sich von selbst. Die Vorschriften werden immer verwirrt statt klarer, und es gibt eine Anzahl höherer Beamten, die ihren Ehrgeiz darein setzen, geradezu teuflische Verwicklungen anzubringen. Die Ärzte und Pflegerinnen in den Lazaretten haben so viele Rapporte zu schreiben, daß ihnen kaum Zeit bleibt, nach den Kranken zu sehen. Es gibt Divisionsgeneräle, die auf das Format und die Beschaffenheit wertloser Dokumente mehr achten als auf den Zustand ihrer Soldaten. So unglaublich es klingt — oft wird auch die Eingabe eines Soldaten einfach darum von einem Vorgesetzten zurückgeschickt, weil sie orthographische Fehler enthält. Hier heißt es, daß eine Eingabe halbseitig geschrieben werden muß, dort wieder, daß die Zeilen die ganze Breite des Blattes einnehmen müssen. Offiziere, die Vorschläge von vielleicht hohem militärischen Wert zu machen haben, sehen sich zurückgewiesen, weil sie nicht vorschriftsmäßig zugeschnittene Aktienbogen dazu verwendeten. Es fehlt nicht mehr viel bis zu dem Zeitpunkt, da man die Größe der Buchstaben, die Farbe der Tinte und die erlaubte oder verbotene Anzahl von Kommata unter hohe Kriegsgesetze stellen wird! Die Armee, das Volk, die Industriellen, alle sind bedröht, und nichts kann sich wirklich machtvoll entfalten, so lange die Regierung den papiernen Feind duldet. Die schwerste Verantwortung wird diejenigen treffen, die es versäumen, einzuschreiten. . . .

Irische Revolutionsmarken. Einen interessanten Beitrag zur Philatelie stellt ein Artikel des Marken-Sachverständigen Fred Melville im „Daily Telegraph“ dar, worin Marken, die mit den Sinnfeinern und dem Aufstieg in Irland zusammenhängen, eingehend geschildert werden. Schon vor dem großen Aufstand in Dublin wurden in England verschiedene Marken bekannt, die als „irische Rebellionsmarken“ bezeichnet werden. Es handelt sich dabei nicht um offiziell anerkannte und gewertete Postmarken, sondern um Propagandamarken, die in großer Zahl hergestellt wurden und auch heute noch vertrieben werden. Die Irländer hatten bei verschiedenen Gelegenheiten besondere Postmarken für ihr Land gefertigt, und Wsquith hatte auch in der letzten Sommerlebensbeate ein eigenes Postsystem für Irland versprochen, ähnlich wie ja auch die englischen Kolonien ihre besonderen Postmarken haben. Doch dies Versprechen wurde nicht gehalten, und so setzen die Irländer auf eigene Faust die Herstellung von Propagandamarken fort, denen ein hoher Sammelwert zuerkannt wird. Die erste dieser irischen Freiheitsmarken wurde in New York hergestellt, gegen Ende des 19. Jahrhunderts, sie zeigte in der Mitte das Bild einer Harfe und darunter die Inschrift „Libertas et natale solum“; die Überschrift lautete: „Republik Irland“. Während der letzten 8 Jahre wurden von den Sinnfeinern eigene Propagandamarken herausgegeben. Es gibt zwei Arten solcher Marken, und bei beiden ist in der Inschrift kein einziges englisches Wort enthalten. Die eine Marke zeigt ein Kreuz auf schwarz-blauem Grund, die andere eine Harfe mit den Farben Grün, Gelb und Schwarz. Diese Postmarken aber wurden bis auf den heutigen Tag nie von der englischen Regierung anerkannt. Während des jüngsten Aufstandes wurden Marken gedruckt, die eine kleine Flagge in Grün, Weiß und Orange zeigten, sowie die Bilder der Rebellenführer Larkin, Allen und O'Brien, darunter stehen die Worte: „God save Ireland“.

Der russische Munitionsbetrieb. Höchst interessante Darstellungen des gesamten Munitionsbetriebes in Rußland finden sich in einem ausführlichen Artikel des Petersburger Berichterstatters der „Daily News“. Wie der englische Verfasser grundlegend bemerkt, hat Rußland auf dem Gebiete der Massenerzeugung von Munition und Geschützmaterial auch heute noch mit weitaus größeren Schwierigkeiten und Hemmnissen zu kämpfen als alle anderen kriegführenden Länder. Wie dies in allen industriellen Betrieben Rußlands der Fall ist, so herrschen bei Ausbruch des Krieges auch in der russischen Munitionsindustrie verwirrte, korrupte und mangelhafte Verhältnisse. Das Maschinenmaterial war vielfach deutschen Ursprunges, und heute, da die Russen auf sich

selbst angewiesen sind, fällt es ihnen häufig sehr schwer, selbst die notwendigen neuen Maschinen herzustellen. Auch war Rußland nicht, wie andere Länder, mit einer genügenden Menge von Werkstätten aller Art versehen, die in Kürze zu Kriegsfabriken hätten umgewandelt werden können. „Vor allem aber,“ so bemerkt der englische Berichterstatter, „war Rußland daran gewöhnt, in bezug auf die meisten wichtigen Materialien von den Lieferungen aus Deutschland abhängig zu sein. Auch die Arbeiterfrage bot und bietet jetzt noch verschiedene Schwierigkeiten. In Rußland überwiegt die Zahl der Bauern die Stadtbewölkerung in weit höherem Maße, als dies in den anderen europäischen Staaten der Fall ist. Und infolge des Menschenmangels mußten gerade die technisch völlig ungebildeten Bauern in großen Scharen zur Fabrikarbeit herangezogen werden.“ Dieselben Männer und Frauen, die früher auch die Feldarbeit nur auf die allerprimitivsten Weise erledigten, bilden den überwiegenden Teil des Arbeitermaterials in den komplizierten und technisch großen Anforderungen stellenden Munitionswerkstätten. Nicht weniger als 95 Prozent der heute eingestellten russischen Munitionsarbeiter rekrutieren sich aus der einfachen Landbevölkerung. In allen Kriegsfabriken, besonders auch in den großen Putilow-Werken, findet man hauptsächlich Bauern und Bäuerinnen. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß das ungeheuer ausgedehnte Rußland trotz seiner großen Bevölkerung und der mannigfachen Bodenschätze auf dem Gebiete der Munitions- und Waffenerzeugung auch heute noch in empfindlicher Weise von der Unterstützung seiner Bundesgenossen abhängig ist.

Die „Passauer Kunst“. Auch während des jetzigen Kriegs war schon mehrfach von Leuten die Rede, die „Kugelfest“ sein sollten. U. a. wurde es von Napoleon und vom alten Gaeßler behauptet, von letzterem sogar „bewiesen“. Der Glaube an diesen vortrefflichen und doch gleichwohl unheimlichen Zustand, für den auch die jetzt eröffnete Kriegsaberglauben-Ausstellung in Berlin mancherlei bezeichnende Proben beibringt, ist wohl ungefähr genau so alt wie das Schießen selbst, zum mindesten das Schießen mit Feuerwaffen. Das interessanteste und berühmteste Beispiel hierfür führt nach Passau, bekannt unter dem Namen „Passauer Kunst“, und zwar war es der dortige Henker, der sich so meisterlich darauf verstand. Daß es gerade ein Henker oder Scharfrichter war, darf nicht wundernehmen. Es war ein Vorgang der Sympathie, der denjenigen, die die besondere Gewalt hatten, Missetäter vom Leben zum Tod zu befördern, sie des Lebens oder gar nur eines einzelnen Gliedes ihres Leibes zu berauben, auch die Gabe zuschrieb, zu heilen oder in unserem Fall gegen Stich, Hieb und Kugel „fest“ zu machen. Über die „Passauer Kunst“ wird nun folgendes erzählt: Als Kaiser Matthias im Jahre 1611 in der Gegend bei Passau ein Heer versammelte, um seinem Bruder, dem Kaiser Rudolf, Böhmen abzugewinnen, fiel der Henker zu Passau auf den Gedanken, hiervon seinen Vorteil zu ziehen. Er druckte mit einem Stempel allerhand geheimnisvolle Zeichen und Figuren auf ein Stückchen Papier und verkaufte diese Zettelnchen den Soldaten, welche weniger Herz als Moneten hatten, gegen bare Bezahlung, indem er ihnen einredete, wenn sie diese Zettel im Leib hätten, würden ihnen weder Schuß, Hieb noch Stich schaden, sondern sie würden fest sein. Da die schlecht bezahlten und unzufriedenen Soldaten Kaiser Rudolfs fast keinen Widerstand leisteten, konnten die Soldaten seines Gegners, die die Zettel verschlungen hatten, sie leicht besiegen, und sie kamen fast alle ohne Verwundung davon. Das erhöhte natürlich den Glauben an die geheime Kraft der „Passauer Kunst“, und diese wurde dann im darauffolgenden 30jährigen Krieg so berühmt, daß ihr Erfinder und seine Nachkommen kaum so viele bedruckte Zettel liefern konnten, wie die Landsknechte verschlungen wollten. Daher war die Henkerei zu Passau viele Jahre lang die einträglichste im ganzen heiligen römischen Reich. Wer in den Krieg ging, wollte auch fest werden, und das konnte man nur vom Henker in Passau erlangen. Auch die Predigten und Schriften der Geistlichen wider die Teufelskunst konnten dem allgemein verbreiteten Glauben an ihre Wirksamkeit keinen erheblichen Eintrag tun.

Ein altägyptischer Wetterkalender. Die Beobachtungen und Prophezeiungen der Witterungsverhältnisse sind keineswegs so jung wie die Erfindung des Barometers; wenn man die Geschichte und besonders die noch erhaltenen Bruchstücke

der Kalender bis zur Zeit der klassischen Griechen durchforscht, findet man schon in der ältesten Kulturzeit die Wetterbeobachtung als weiterverbreitete Wissenschaft. So enthalten die unter dem Namen „Parabegmen“ bekannten astronomisch-meteorologischen Kalender der Griechen bemerkenswerte Witterungsangaben, die um so interessanter sind, als sie noch nicht auf ihren sachlichen inneren Wert geprüft wurden. Diese systematisch geordneten Wetterangaben gingen nach den Mitteilungen von Schriftstellern des Altertums aus den jahrelangen Beobachtungen einzelner Gelehrter hervor und sollten den Lesern als Richtschnur in ihrem Verhalten dem Wetter gegenüber dienen. Eine genauere Prüfung dieser Wetterkalender wird, wie G. Hellmann in einem dem letzten Sitzungsbericht der Kgl. Preussischen Akademie entnommenen Vortrag über den Kalender des Clontius Ptolomaeus ausführte, in den meisten Fällen dadurch erschwert, daß sich fast immer Ungeauigleiten und Lücken in den Angaben von Zeit und Ort finden. Dagegen enthält der Kalender von Claudius Ptolomaeus neben den Namen der Beobachter auch die Orte, bezw. die Gegenden, wo die Aufzeichnungen gemacht wurden. Wenn man freilich da liest, daß z. B. Beobachtungen zusammengefaßt werden, die Euxinos in Asien, Italien und Sizilien angestrichelt hat, so muß man bei der großen Verschiedenheit der klimatischen Verhältnisse dieser Länder einem derartig abgeleiteten Witterungskalender von vornherein jedwede sachliche meteorologische Bedeutung absprechen. Bestimmter und eindringlicher erscheinen Beobachtungen, die Hipparch in Bithynien unter Dositheos auf der Insel Kos angestellt hat. Deren Nachprüfung hält aber schwer, da nicht genügend regelmäßige Beobachtungen aus neuerer Zeit für diese Gegenden vorliegen. Am interessantesten sind die Beobachtungen, die Ptolomaeus für Unterägypten, bezw. Alexandria, mitteilte. Allerdings erscheint die Frage wichtig, ob man berechtigt ist, alte und neue Beobachtungen aus Ägypten, die um fast 1800 Jahre auseinander liegen, zu vergleichen. Die Annahme, daß sich das Klima Ägyptens in dieser Zeit nicht wesentlich geändert hat, ist durchaus zulässig. Alle neueren und auf gründlicheres Material gestützten Untersuchungen weisen darauf hin, daß in alter wie in neuer Zeit keine dauernden Veränderungen eingetreten sind. Besonders zahlreich sind bei Ptolomaeus die Windbeobachtungen. Sind an einem Tage zwei verschiedene Windrichtungen bemerkt, so wurden beide berücksichtigt. Daher ist die Zahl aller Einzelbeobachtungen erheblich größer als die Zahl der Tage, für die Witterungsaufzeichnungen vorliegen. Über unruhige Luft und Stürme enthält das Parabegma zahlreiche Angaben, deren Verteilung auf die Jahreszeiten den tatsächlichen Verhältnissen ziemlich gut entsprechen dürfte. Faßt man einerseits alle Notierungen von Sturm, andererseits diejenigen von Unruhe der Luft zusammen, so ergeben sich die Monate Februar und April als die unruhigsten, die Monate Januar, Juli, August, September und November als die ruhigsten. Die Regennotierungen sind für die Beurteilung des meteorologischen Wertes des Kalenders von entscheidender Bedeutung. Am regenreichsten erscheinen die Monate Januar und April, am regenärmsten März und August. Die Zahl von 30 Regentagen im Jahre würde recht annehmbar erscheinen, aber ihre jahreszeitliche Verteilung stimmt nicht. In Alexandria ist der Sommer vollständig regellos; als mittleres Datum des ersten Regens im Herbst ergibt sich der 22. Oktober und als das des letzten im Frühling der 21. April. Hagel wird auch reichlich oft bemerkt, nämlich zweimal im Februar, einmal im März und dreimal im April. Neben finden wir nur zweimal im August und einmal im September bemerkt. Wollte jemand in Betracht dieser Schwierigkeiten meinen, daß sich doch das Klima geändert habe, so wäre zu erwidern, daß eine so gründliche Änderung der Regen- und Windverhältnisse im Sommer gänzlich ausgeschlossen ist. Das würde betonen, daß sich in weitestem Umkreise, fast auf der ganzen Erde, die meteorologischen Verhältnisse geändert hätten. Denn die Witterung eines Landes kommt nicht leicht durch lokale Vorgänge sondern vor allem durch die allgemeinen meteorologischen Erscheinungen in weiten Erdräumen rings um das Gebiet zustande. Darum erscheint die Annahme richtig, daß ursprünglich richtige meteorologische Beobachtungen aus einem in den andern Kalender ohne Prüfung vergenommen wurden, woraus die Abweichungen sich am ehesten erklären lassen.